



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Die Buschmänner in Keilands.

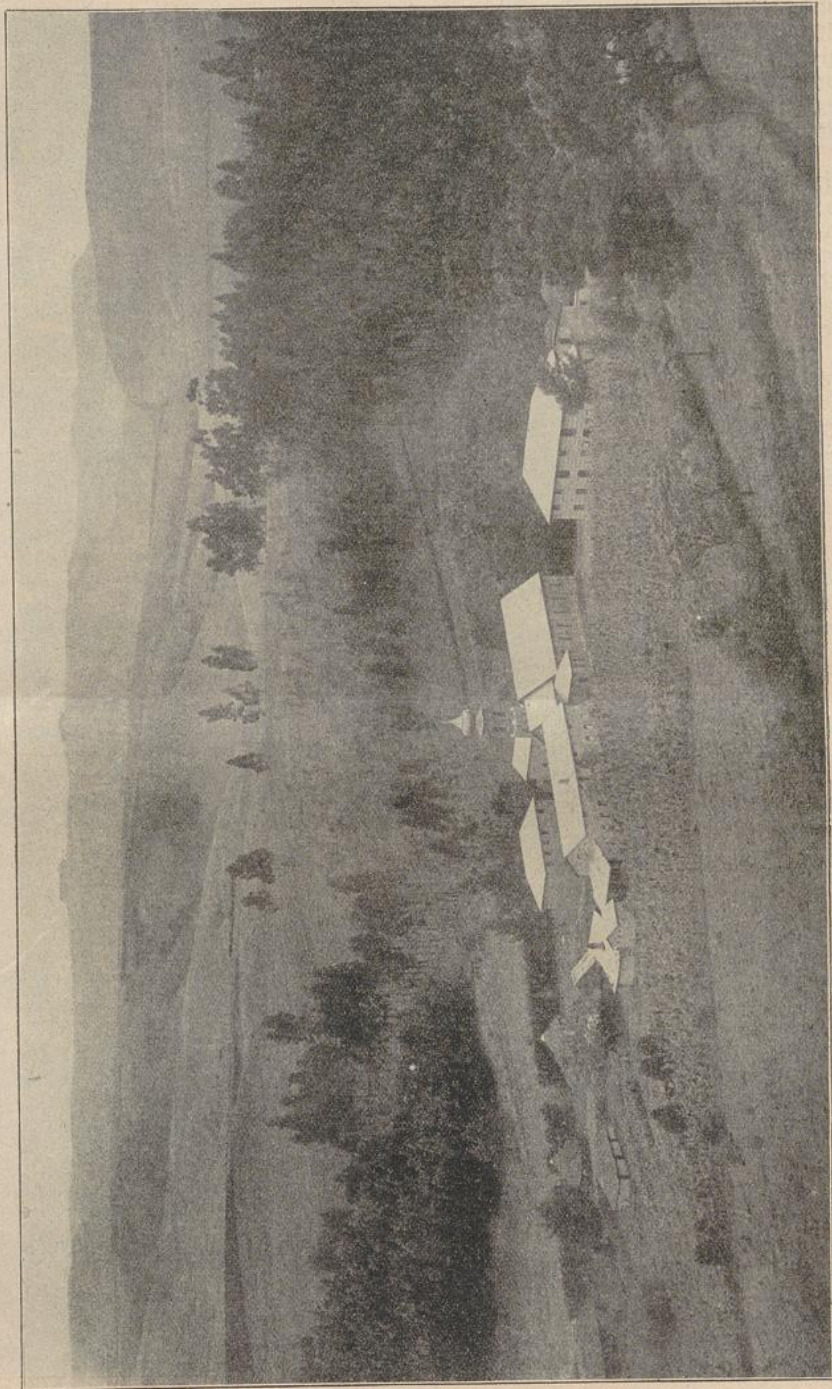
---

zeitig angemeldet hatten, mußten sie es wieder zurückbefördern, was mit tausend Umständlichkeiten verbunden war.

Dieses Rhinoceros war ein merkwürdiges Tier, das ich hier zum erstenmale sah; es war etwa so groß wie ein ausgewachsenes Schwein, wies auch einen ähnlichen Körperbau auf, nur hatte es weder Borsten noch Haare, sondern eine weißlich-graue Haut, auffallend kurze Ohren und Füße wie Bärentaten, während Maul und Vorderkopf mehr dem eines Kindes glichen. Der schwarze Junge, der es zu versorgen hatte, gab ihm Milch oder eine dünne Suppe mittels einer Bierflasche ein. Das Tier war gegen ihn ganz zahm und lief ihm wie ein Hundchen nach. Wenn es getrunken hatte, legte es sich ins Wasser oder in eine kühle Grube.

Samstag, den 4. April kamen wir nach Bura, doch war es uns diesmal nicht möglich, nach der dortigen Missionsstation zu gehen, obgleich wir wegen des einfallenden Sonntags nur allzugeru eine hl. Messe gehört hätten. Erneute Fieberanfalle und mein lästiger Rheumatismus ließen das absolut nicht zu; so mußten wir uns also ins Unvermeidliche schicken. Mit großer Sehnsucht blickten wir zu dem weiß überlindeten Missionskirchlein hinüber, wo ein Jahr später unsere eigenen Schwestern von den Dominikanerinnen die Mission übernahmen. Sie liegt im Missionsgebiete des Bischofs Emil Allgeyer, und der Platz ist für unsere Leute gut gelegen. Denn man kommt auf dem Wege zur Küste und umgekehrt von dort nach dem Kilimandscharo jedesmal hier vorbei und hat dann Gelegenheit, sich mit dem Notwendigen zu versorgen. Die Station hat einen kleinen Garten und ist mit Wasser hinreichend versehen; vieles muß allerdings erst gebaut und entsprechend eingerichtet werden. Auch von der eigentlichen Missionstätigkeit versprechen wir uns viel Gutes, wenn einmal daselbst

genügend Leute dauernd stationiert sind. Die Eingebornen gelten allerdings als wild und schwer zugänglich, doch die Gnade Gottes kann auch solchen gegenüber wahre Wunder wirken. (Fortsetzung folgt.)



Unsere Missionsstation Wetting in Südafrika feierte am 21. Nov. 1912 ihr 25jähriges Gründungsfest.

### Die Buschmänner in Keilands.

Von P. Albert Schweiger.

(Fortsetzung.)

Der Buschmann ist von Natur grausam und heißblütig. Wegen einer geringen Veranlassung kann er

einen Menschen ums Leben bringen, mit dem er kurz vorher noch auf ganz freundschaftlichem Fuße stand. Das beständige Jagen in der einsamen afrikanischen Wildnis trägt natürlich auch viel zu dieser Leidenschaftlichkeit bei, denn es wird erzählt, daß einige wenige, die sich herbeiließen, in einem christlichen Haushalte zu leben, sich ganz human, ja sogar zartfühlend, zumal Kindern und Tieren gegenüber zeigten. Pardon im Kampfe kannten sie nicht. Jeder Feind, der in ihre Gewalt geriet, mußte unbedingt das Leben lassen. Sie selbst baten auch nie um Pardon; sahen sie sich auch der größten Uebermacht gegenüber und gab es auch nicht die geringste Aussicht auf ein Entrinnen, so kämpften sie mutig weiter, bis der letzte Mann gefallen war.

Liebe zur Freiheit und einem wilden, zügellosen Umherschweifen liegt ihnen in Fleisch und Blut.

Die natürliche Folge davon ist, daß es bei ihnen ein Gesetz oder eine Obrigkeit, die man zu respektieren hätte, kaum dem Namen nach gibt. Wohl kommt es vor, daß anlässlich eines größeren Raubzuges der Stärkste und Erfahrenste im Distrikt zum Anführer gewählt wird, doch erstreckt sich dieses sein Amt nie bis zur Ausübung einer richterlichen Kontrolle. Jeder ist ein freier Mann, durchaus unabhängig von einem andern. Selbst die elterliche Autorität dauert nur solange, bis die Kinder fähig sind, für sich selbst zu sorgen. Nur im weitesten Sinne des Wortes gab es bei ihnen so eine Art Patriarchen, die eine gewisse Autorität besaßen.

Der Drang nach Freiheit und Ungebundenheit wurde in ihnen schon durch das ewige Wandern und Umherschweifen genährt. Sie hatten keine festen Wohnsitze, sondern schlugen ihr primitives Lager da auf, wo sie ge-



Zwischen Ellen. (Vegetationsbild aus Südafrika.)

rade die beste Jagd zu haben hofften. Immerhin kam es selten vor, daß sie eine Gebirgskette überschritten, sie hielten sich vielmehr trotz ihrer vielen Wanderungen immer in einem bestimmten Bezirk.

Am liebsten wohnt der Buschmann mit seiner

Familie allein, nur manchmal gesellen sich mehrere Familien zusammen. Es war eine seltene Ausnahme, von der der Engländer Chapman erzählt. „Ich fand,“ so schreibt er, „auf einer meiner Reisen ein Buschmannsdorf. Es lagen sieben bis acht Hütten, die aus einigen gabelförmigen Stecken bestanden, beieinander. Diese Stecken liefen oben zusammen und waren mit ein paar handvoll Gras bedeckt. Ueber dem Feuer stand ein zerbrochener, irdener Topf, in dem einige Wurzeln gekocht wurden. Eine Wasserkalabasse, ein paar Schildkrötenchalen als Schüsseln und eine Menge Knochen und ausgeleerte Bittermelonen lagen in maulerischer Unordnung umher. An den Bäumen hingen einige Pfeile und Bogen. Die Leute waren fort, ich traf niemand an, als einen blinden, alten Mann.“ So der Engländer Chapman.

Der Bogen eines Buschmannes war etwa drei Fuß lang und vom zähesten, biegsamsten Holze gefertigt, das er nur aufreiben konnte. An ihm befand sich eine aus Sehnen erlegter Raubtiere hergestellte Schnur. Ihre Rohrpfeile waren etwa 18 Zoll lang und hatten an der Spitze einen scharfen, giftgetränkten Knochen. Auch das Bindemittel, das beide zusammenhielt, war stark vergiftet, so daß die leichteste Wunde, die so ein Pfeil verursachte, die schlimmsten Folgen nach sich zog, wenn es nicht gelang, das Gift rasch auszufaugen. Im Handhaben ihrer Waffen waren sie so geübt, daß, wie mir der Häuptling Salima und viele andere versicherten, ihr Pfeil nie das Ziel verfehlte.

Ihre Gifte entnahmen sie, soweit es bekannt geworden, gewissen Wurzeln, den Spinnen, einer Art von Raupen, namentlich aber den Schlangen. Auch die sogenannte Wolfsmilch, den Saft des Euphorbia-baumes, gebrauchten sie viel. Die Pfeile, etliche zwanzig, trugen sie in einem aus Baumrinde hergestellten Behälter, dessen Boden und Deckel sie mit Schlangenhaut überkleideten. War der Buschmann im Begriff, einem Feind entgegenzutreten, so stellte er seine Pfeile bogenförmig gerade vor sich auf, um sie schnellstens zum Schuß parat zu haben. Auf der Jagd wandte er allerlei Kunstgriffe an. So kleidete er sich manchmal ganz in gewisse Tierfelle, die er auch über das Gesicht herabzog, während überm Kopf noch die Hörner hervorstanden. Er lief auch auf Händen und Füßen, genau wie das Tier, das er erlegen wollte. So kam er seiner Beute oft in nächste Nähe und schoß dann schnell seine vergifteten Pfeile ab.

Auch sonst bestand ihre Kleidung meist aus einem Tierfell. Ihren Körper bestrichen sie mit Fett, Lehm oder Asche, was ihnen ein gräuliches Aussehen gab, und bei Mangel an Nahrung schnürten sie einen Gürtel um den Leib, daß sie den Hunger nicht allzu sehr fühlten.

Ihre Werkzeuge und Hausgeräte waren sehr primitiver Art. Aus Knochen und Hörnern machten sie Messer, Schaber und Ähnen, um die Häute zu durchbohren und die Knochen für die Pfeile zu spizen. Auch hatten sie schön zubereitete Steine, die sie als Beile benützten, und andere, womit sie Pflanzenknollen ausgruben.

Für gewöhnlich war der Buschmann bei seinen Ausgängen mit folgenden Sachen ausgerüstet: Mit Köcher und Bogen nebst den erforderlichen Pfeilen, mit einem scharf zugespitzten Stecken zum Ausgraben von Wurzeln, mit zwei Holzstücken, einem trockenen und einem feuchten, durch deren Reibung er Feuer anmachte, mit Nadel und Ahle, beide aus Knochen verfertigt, endlich

mit allerlei Giften, auch mit Heilkräutern, die er im Notfall als Gegengifte benutzen konnte. Alle diese Sachen und Säckelchen wurden zugleich mit einer kleinen Schildkrötenchale, die ihm als Löffel diente, in eine Art Tournister verpackt. Nichts, aber auch nichts in der Welt konnte den Buschmann bewegen, sich von diesen seinen Schätzen zu trennen. Sie bildeten einfach sein Hab und Gut, seine Ehre und seinen Ruhm; es waren ihm das Dinge, von denen seine ganze Existenz abhing.

Viel interessanten Stoff böte gewiß auch die Sprache der Buschmänner; doch ist dieselbe noch viel zu wenig erforscht, als daß sich etwas Bestimmtes darüber sagen ließe. Ich muß mich daher mit einigen Bemerkungen begnügen. Für ein europäisch gebildetes Ohr klingt ihre Sprache in hohem Grade unangenehm, teils der vielen sogenannten Klickse wegen, die fast in jedem Worte vorkommen und dann wegen der vielen Kehllaute, die wie gurgelnd und röhelnd aus dem Halse herauskommen. Der alte Chief Salima ahmte sie manchmal vor mir nach, namentlich aber verstand sich darauf ein gewisser Paul Gooloda, der ebenfalls viel mit ihnen verkehrt hatte. Es war ein köstliches Gekreis, Geächze, Gebrumme, ein Pfeifen, Schnalzen und Zwitschern mit endlosen Konsonanten und einigen wenigen Vokalen dazwischen, daß man glaubte die Stimme von Tieren, nicht aber die eines Menschen zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

### Beim Bau eines Missionstischlein.

Von Dr. Siegfried.

(Schluß.)

Marianhill. — Nach der hl. Messe hielt P. Marzellin an die schwarze Christengemeinde eine zündende Ansprache, in der er namentlich vom Schätze des wahren Glaubens und der unendlichen Liebe Jesu zu uns armen Menschen sprach. Nun folgte eine kleine Pause, dann kam der Unterricht für die Katechumenen. Unter den letzteren saß auch ein sogenannter ikohla (Sprich Pfeichla), d. h. ein Mann in reiferen Jahren, der im Rate des Stammes sitzt und sich eines bedeutenden Ansehens erfreut. Solche Männer können uns von großem Nutzen sein, zumal in noch größtenteils heidnischen Bezirken, wie das beim Gmpepeteni-Stamm der Fall ist.

Endlich war alles fertig. Da lud uns unsere schwarze Wirtin zum Essen ein, was wir uns nicht zweimal sagen ließen; denn es war schon 3 Uhr nachmittags und wir waren nach all den vorausgegangenen Strapazen noch immer nüchtern. Sie hatte uns ein Huhn gekocht und stellte auch izindhlube, eine Art einheimischer Bohnen daneben. Brot hatten wir selbst mitgebracht, und so gab's eine prächtige Mahlzeit. Gabeln waren natürlich nicht zur Stelle, doch das genierte uns in einer Kaffenhütte wenig.

Während sich unsere beiden Katecheten am Reste unserer Mahlzeit gütlich taten, machten wir uns allmählich reisefertig, denn wir hatten noch einen vierstündigen Weg vor uns. P. Marzellin besuchte noch mehrere Kranke, darunter auch die Frau, von der wir das vorige Mal sprachen; mein Gastwirt schlug denselben Weg ein, auf dem wir zusammen am Morgen gekommen waren, der zweite Katechet aber, der mir jetzt als Begleiter diente, wählte einen andern, wie er meinte, viel besseren und bequemeren Weg. Doch es ging auch da auf rauhen, schattenlosen Pfaden beständig bergab und bergauf. Der von meinem Begleiter so